

# DOSSIER

Titelthema: Der Kampf um die Wahrheit



Aufnahme eines zerstörten Wohnhauses in Mariupol, Mitte April

Foto: Pavel Kimov/Reuters (14. 4. 2022)

## Was geschieht in Mariupol?

Soldaten schleichen durch die Kanalisation. Diplomaten verbreiten Lügen.  
Und ein Bäcker verschenkt Brot, während die Bomben fallen. Rekonstruktion einer grausamen Schlacht

**D**en Anfang vom Ende Mariupols markieren Dutzende Kreuze. Unbekannte haben sie auf den Asphalt gesprüht, manche sind neongrün, andere leuchtend rot, Zeichen, die aus der Luft sichtbar sind. Die Kreuze tauchen in den Tagen vor Kriegsbeginn vor Polizeistationen auf, an einem Garagenkomplex und neben einem der Hochhäuser auf der Allee der Metallurgie, der Straße im Zentrum von Mariupol, in der Elena Kalaitan wohnt. Saboteure, denkt Kalaitan, Schläfer der Russen, die sich in die Stadt geschlichen haben und Markierungen für den Angriff anbringen. Es sind Ankündigungen dessen, was kurz danach beginnen wird.

Elena Kalaitan, 48, leitet eine der Lokalzeitungen in Mariupol, eine Frau mit hennarotem Haar. In der Nacht auf den 24. Februar schläft sie nicht viel. Gegen fünf Uhr weckt sie das Dauervibrieren der Eilmeldungen auf ihrem Handy. In Kiew explodieren Granaten. Der Krieg ist da.

Die Schriftstellerin Oksana Stomina, 49, hat er schon früher erreicht. Um kurz nach vier klingelt ihr Telefon, ihre Tochter aus Kiew ist dran. Wenn in der Hauptstadt Geschosse einschlagen, muss es auch in Mariupol bald losgehen. Wenig später erreicht der Krieg das Ehepaar Wadym und Irina Zabolotny, er 60, sie 62 Jahre alt, auch sie durch einen Anruf aus Kiew. Bei ihnen ist es der Sohn, der sie warnt: »Es hat begonnen.«

Der Krieg erreicht Wadym Bojtschenko, 45, den Bürgermeister von Mariupol, in seinem Haus in der Allee des Sieges 115. Bojtschenko ist alleine, seine Frau und seine Tochter sind in Kiew. Am Abend ist er früh zu Bett gegangen, bis zuletzt hat er nicht glauben wollen, dass die Russen angreifen. Die Detonationen reißen ihn aus dem Schlaf, er schaut auf die Uhr: 5:07 Uhr.

Der Krieg erreicht Mehmet Izi, 45, auf dem Weg in seine Bäckerei im Zentrum Mariupols. Das Schicksal wird ihn Tage später in der Stadt bekannt machen, bewundert von den Ukrainern, gesucht von den Russen.

Der Krieg erreicht die Psychologin Elena Dundur, 39, eine alleinerziehende Mutter, als bereits die ersten Verletzten verarztet werden. Dundur hat den Beginn des Angriffs verschlafen. Erst gegen acht Uhr steht sie auf und zieht ihren achtjährigen autistischen Sohn an. Als sie ihr Telefon einschaltet, sieht sie 15 verpasste Anrufe. Sie ruft ihren Freund an, er sagt: »Es ist Krieg!«

Nicht überliefert ist, wo der Krieg Konstantin Iwascshchenko, 58, erreicht, einen ernst dreinschauenden Mann mit silbergrauem Haar, den die Menschen in Mariupol bald als Verräter bezeichnen werden.

Jeder Krieg hat Orte, die zu Symbolen werden. Die Blockade von Leningrad steht für die Verbrechen der Nazis an der russischen Zivilbevölkerung. Das Massaker von My Lai zeigte die amerikanische Brutalität in Vietnam. Der Völkermord von Srebrenica prägte das Bild des Bosnien-Krieges.

Mariupol ist in den vergangenen Wochen zum Sinnbild des Kampfes um die Ukraine geworden. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj sagt: »Mariupol ist das Herz dieses Krieges.«

Einst prägten rauchende Schornsteine, schmutzige Hochöfen und sowjetische Plattenbauten das Bild der Hafenstadt. Doch in den vergangenen Jahren sind hier grün strahlende Parks, eine neue Uferpromenade und eine vibrierende Künstlerszene entstanden. Mariupol liegt am Asowschen Meer, an der Mündung des Flusses Kalmius, genau auf der Verbindungslinie zwischen der russischen Grenze und der von den Russen annektierten Krim, das macht die Stadt militärisch bedeutsam. Dem russischen Präsidenten Wladimir Putin kommt zudem zu pass, dass in Mariupol das umstrittene Asow-Regiment seinen wichtigsten Standort hat. Dieser ukrainischen Einheit gehören auch bekennende Rechtsextremisten an. Das lässt sich für die Erzählung von der angeblich notwendigen »Entnazifizierung« der Ukraine heranziehen.

Auch deshalb gibt es in Mariupol keine Gnade und keinen Kompromiss, nur Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage.

Die Dimension dieser Schlacht wird die Welt erst in Wochen und Monaten verstehen, wenn die Schuttberge abgetragen, die Überlebenden gezählt, die Leichen geborgen sind. In Mariupol starben Tausende, wahrscheinlich Zehntausende, viele haben keine Gesichter und keine Namen, sie liegen unter Trümmern begraben, wurden von Raketen zerrissen oder in Massengräbern verscharrt.

An keinem anderen Schauplatz dieses Krieges ist es so schwierig, das Geschehene zu dokumentieren. Schon vor Wochen haben die Russen versucht, die Verbindungen zur Außenwelt zu kappen und unabhängige Journalisten aus der Stadt zu vertreiben. Im russischen Fernsehen ist nicht die Vernichtung der Stadt zu sehen, sondern die Propaganda der Invasoren. Manches, was in Mariupol passiert ist, wird deshalb für immer verborgen bleiben, anderes jedoch lässt sich beschreiben und Stück für Stück zu einem Bild zusammensetzen. Die ZEIT hat Dutzende Menschen aus Mariupol befragt, Soldaten, Polizistinnen und Politiker ebenso wie andere Bewohner, teils sind sie aus der Stadt geflohen, teils befinden sie sich noch immer dort. Satellitenbilder, Handyaufnahmen und Berichte von Geheimdiensten, sowie westliche und russische Militärexperten lieferten Informationen über den Kriegsverlauf und erlaubten es, das Gesagte zu überprüfen und abzusichern.

So lässt sich erzählen, was nicht erzählt werden soll: Was geschieht in Mariupol?

Nachdem die Russen am Morgen des 24. Februar ihren Angriff begonnen haben, packt Oksana Stomina, die Schriftstellerin, ihren kleinen, gepunkteten Rucksack. Drei Taschenlampen stopft sie hinein, ein Telefon,

## Titelthema



Die Psychologin Elena Dundur mit ihrem Sohn



Satellitenbild der Hafenstadt Mariupol am Asowschen Meer



Der Bäcker Mehmet Izci, der mittlerweile in Dortmund lebt

Fortsetzung von S. 13

mehrere Powerbanks und ein paar Ladepapiere. Sie weiß noch nicht, ob und wofür sie das alles brauchen wird. Aber, so wird sie es später erzählen, sie konnte nicht in ihrer Wohnung bleiben, sie wollte hinaus, wollte mit-helfen, Mariupol zu schützen.

Stomina ist eine kleine, schmale Frau mit müden Augen. Sie hat ein Buch geschrieben über die Kämpfe im Donbass, dem teilweise von prorussischen Separatisten kontrollierten Gebiet in der Ostukraine. Es heißt: *Der Krieg kommt ohne Einladung*. Für dieses Buch ist sie in zerstörte Dörfer gereist, hat mit Verwundeten und Vertriebenen gesprochen. Danach glaubte sie zu wissen, was Krieg ist. Heute sagt sie: »Auch in der allerschrecklichsten Fantasie konnten wir uns nicht vorstellen, wie es wirklich ist.«

Auf ihrem Handy bekommt Oksana Stomina die Nachricht, im Zentrum, im Kulturhaus Halabuda, werde Hilfe gebraucht. Dort, wo bis vor Kurzem Fotografiereisen und Beratungen für Firmengründer angeboten wurden, entsteht in diesen ersten Stunden des Krieges eine Börse der gegenseitigen Unterstützung und des Widerstands. Manche Bewohner kommen vorbei und bringen Kekse, Wurst und Waschsets für die ukrainischen Soldaten. Andere erklären einander, wie man Blutungen stoppt und Wunden verbindet. Das Militär sucht Freiwillige, um Schützengräben auszuheben. Eine alte Frau hält eine Tüte voller weißer Wäcker in der Hand. Sie hat ihre Bertaken in lange Streifen zerschnitten – Verbände für die Verletzten, die es sicher bald geben wird.

Hier im Halabuda schließt sich Oksana Stomina einer Gruppe an, die durch die Stadt fährt, um Lebensmittel und Medikamente zu sammeln. In den nächsten Wochen werden sie damit Krankenhäuser, Polizeieinheiten und Soldaten versorgen. Und mehrere Tausend Menschen, die sich in ihre Keller geflüchtet haben.

An diesem ersten Tag des Krieges fährt Elena Kalaitan, die Journalistin, wie gewohnt in die Redaktion. Nach und nach treffen fast alle der 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitung *Priasowskij Rabotschij* ein, mit 30.000 Abonnements eine der größten Zeitungen in Mariupol. Fieberhaft produzieren sie die neue Ausgabe, die nur ein Thema kennt: den Angriff der Russen. Die Zeitung wird pünktlich gedruckt, aber sie wird nie erscheinen. Die Postboten haben wegen des Beschusses ihre Arbeit eingestellt, sie weigern sich, die Zeitungen auszuliefern. Die Ausgabe des Vortages wird bis heute die letzte Ausgabe von *Priasowskij Rabotschij* bleiben.

Die Granaten, mit denen die Russen in den Morgenstunden des 24. Februar den Angriff auf Mariupol beginnen, treffen ein Hochhausviertel am östlichen Stadtrand, eine Schule sowie den kleinen Flughafen. Mindestens 26 Menschen werden am ersten Kriegstag verletzt. Gleichzeitig beginnt der Vormarsch der Infanterie. Aus dem Osten bewegen sich russische Einheiten und Truppen der selbst-erklärten Volksrepublik Donezk am Meer entlang: Panzer, Artillerie, Tausende Soldaten. Am Morgen des 25. Februar erreichen die ersten Panzer den kleinen Ort Pawlopil, rund 25 Kilometer vom Stadtzentrum von Mariupol entfernt.

Westlich der Stadt landet am Abend des 25. Februar die 810. Marinebrigade. Sie gehört zu der auf der Krim stationierten russischen Schwarzmeerflotte und gilt als kampferprobt. Aus dem Norden stoßen später Soldaten des tschetschenischen Machthabers Raman Kadyrow hinzu, die für ihre besondere Brutalität berüchtigt sind. Insgesamt bieten die Russen und ihre Verbündeten zwischen 10.000 und 15.000 Soldaten auf, genaue Zahlen sind nicht bekannt. Aufseiten der Ukraine kämpfen nur 4000 bis 5000 Männer und Frauen. Das klingt hoffnungslos, der Ausgang der Schlacht erscheint vorhersagbar. Doch das ist er nicht. Nach den Regeln des Krieges sind die Verteidiger einer Stadt strategisch im Vorteil, sie können sich in Häusern und Kellern verschanzen, können Straßen und Schleifwege. Die Nato geht in ihren Kampfszenarien davon aus, dass eine sechsfache Übermacht nötig ist, um eine Stadt einzunehmen.

Als die ersten russischen Einheiten die Vororte von Mariupol erreichen, werden sie von den Ukrainern zusammengeschossen. Allein in Pawlopil verlieren die Russen am ersten Tag mehr als 20 Panzer. Bei einigen gefallenen Gegnern finden die Ukrainer Landkarten der Umgebung, laut Datierung erst zwei Tage vor Beginn der Offensive ausgeteilt. Offenbar sind die Angreifer ohne Ortskenntnis in den Einsatz gestolpert. Es wirkt, als hätten sie erwartet, die Ukrainerinnen und Ukrainer würden ihnen zujubeln, wenn sie in die Stadt einmarschieren. Stattdessen haben die Verteidiger sich seit Monaten vorbereitet. Sie haben Sprengfallen gelegt und Verstecke ausgesondert. Und sie sind entschlossen, Mariupol bis zum Ende zu verteidigen.

Vermutlich, um einen blutigen Häuserkampf möglichst lange zu vermeiden, entscheiden sich die Russen für eine Strategie des Strangulierens. Gleich am ersten Tag sprengen sie nach Angaben von Wadym Bojtschenko, dem Bürgermeister von Mariupol, 15 Elektrizitätswerke in die Luft. Die Stadt ist jetzt in weiten Teilen ohne Strom und, bei Minusgraden, auch ohne Wärme. An den folgenden Tagen kappen die Russen die beiden Leitungen, die Mariupol mit Trinkwasser versorgen. Die Stadt ist jetzt ohne Wasser. Dann fallen die Angreifer diverse Mobilfunkmasten. Die Stadt ist jetzt fast überall ohne Handy-netz. Schließlich zerstören sie die Gaspipelines und die Eisenbahngleise. »Die Russen hatten einen klaren Plan, die Stadt zu blockieren und systematisch abzuschneiden«, sagt Wadym Bojtschenko. »Sie wussten, dass sie damit eine humanitäre Katastrophe erzeugen.«

Bojtschenko, der mit seinem braunen gescheitelten Haar dem ukrainischen Präsidenten Selenskyj verblüffend ähnelt, kann zusehen, wie seine Stadt und sein eigenes Leben zerfallen. Schon am ersten Tag trifft eine russische Rakete sein Wohnhaus, das Bojtschenko kurz zuvor verlassen hat. Wenig später schlägt ein zweites Geschoss in den Trümmern ein. Die Russen jagen ihn. »Jedes Mal, wenn wir eine Stabsbesprechung an einem neuen Ort abhielten, wurden wir von Artilleriebeschuss eingedeckt«, sagt Bojtschenko. Offenbar wissen die Angreifer ziemlich genau, wo der Bürgermeister sich gerade befindet.

Bojtschenko ordnet an, sogenannte Tschechen-Igel zusammenschweißen, X-förmige Stahlgebilde, um die russischen Panzer auf den Straßen aufzuhalten. In der »Schule Nr. 66« in der Nähe des zentralen Marktplatzes lässt er eine provisorische Volksküche einrichten, die warmes Essen ausgibt. Als die Russen davon erfahren, womöglich durch Satellitenbilder, bombardieren sie das Gebäude.

In den ersten Märztagen beginnt eine neue Phase des Krieges: Die Russen haben mittlerweile die meisten Vororte erobert und dringen in die Stadt ein. Die Menschen in Mariupol ziehen sich in den Untergrund zurück, in die Bunker der öffentlichen Gebäude oder, wie Elena Dundur, die Psychologin und alleinerziehende Mutter, die den Kriegsbeginn verschlafen hat, in die Keller der Wohnhäuser.

Dundur lebt mit ihrem Sohn in der Fontana-Straße im Zentrum, vor dem Krieg hat sie gern Selfies gemacht: an der neu eröffneten Promenade unten am Meer oder vor den denkmalgeschützten Häusern in ihrer Nachbarschaft, vor denen oft Touristen standen. Jetzt kann Elena Dundur von ihrem Fenster aus sehen, wie ukrainische Streitkräfte im Nachbargebäude, einem fast fertiggestellten Bürohaus, Quartier beziehen. Je näher die Russen kommen, desto mehr vermischen sich die ukrainischen Kämpfer mit der Bevölkerung. Das entspricht dem Lebensgefühl in einer Stadt, die sich weigert, zu kapitulieren. Aber es ist auch brandgefährlich. Nach internationalem Recht ist ein ziviles Gebäude, in dem sich Soldaten verstecken, ein legitimes Ziel.

Elena Dundur flüchtet mit ihrem Sohn in einen Keller ein Haus weiter. Der kleine Schutzraum sei rammervoll gewesen, wird sie sich später erinnern, sie zählt 40 Erwachsene, ein paar Kinder und zwei Säuglinge. Das einzige Licht spenden ein paar batteriebetriebene Weihnachtsketten. Es gibt Bettenlager aus Holzpaletten für die Frauen und Kinder. Die Männer schlafen im Sitzen.

Bei der ersten Angriffswelle aus der Luft donnert und wackelt es, die Mauern des Hauses zittern. Immer wenn die Männer es wagen rauszugehen, kommen sie mit Geschichten von neuen Toten zurück. Nach einigen Tagen hatte sie bereits von acht Leichen allein auf den umliegenden Balkonen gehört, sagt Dundur.

Die Tage verschwimmen ineinander, die Stunden sind nicht mehr unterscheidbar. Elena Dundur lernt, Waffensysteme an den Einschlagsgeräuschen zu erkennen. Ein typischer Rhythmus geht so: Auf die schnellen, dumpfen Töne der Raketenwerfer folgt ein Moment der Ruhe. Dann, ein paar Augenblicke später, fallen die Fliegerbomben.

Am 7. und 8. März legt sich Stille über Mariupol. Es ist, als habe sich der Krieg wie ein Ozean bei Ebbe zurückgezogen. Nur vereinzelt sind in der Ferne Explosionen zu hören. Der Kreml kündigt eine Waffenruhe an. Es sind die Tage, in denen eine ukrainische und eine russische Delegation in Belarus verhandeln, eine kurze Phase der Hoffnung. Die Hausbewohner nutzen die Atempause, um im Innenhof Bäume zu fällen und ein Feuer anzuzünden. »Aber nicht alle Bäume«, sagt Elena Dundur. »Damit noch welche für die Zukunft von Mariupol bleiben.«

Welche Zukunft?

Die Verhandlungen scheitern. Als wollten sie Mariupol dafür bestrafen, dass die Ukraine nicht kapituliert, bombardieren die Russen am 9. März das »Zentrum für medizinische Grundversorgung Nr. 3«. Die erste Bombe detoniert im Innenhof, die anderen in der Entbindungsklinik. Bilder zeigen einen massiven Krater, mindestens fünf Meter tief. Ein zweiter Angriff verursacht erst einen Feuerball, dann steigt Rauch aus der Entbindungsklinik auf.

Zum Angriff gehört auch die Propaganda-Schlacht danach. Die russische Botschaft in London verbreitet ein Statement des russischen Außenminister Sergej Lawrow, wonach die Klinik längst nicht mehr in Betrieb gewesen sei, sondern den ukrainischen Streitkräften, »vor allem dem Neonazi-Bataillon Asow«, als Versteck gedient habe. Eine Lüge. Zwei Augenzeugen beschreiben der *ZEIT*, wie sie verletzte Patienten aus der Klinik bargen. Zudem treffen unmittelbar nach dem Angriff zwei Reporter der Nachrichtenagentur AP ein und fotografieren Ärzte, Schwangere und Neugeborene in den Trümmern. Ihre Bilder und Schilderungen gehen um die Welt. Und doch wirkt die russische Propaganda. Sie verbreitet sich auf diversen Social-Media-Plattformen, auch in Deutschland.

In jenen Tagen Anfang März haben manche Menschen in Mariupol Glück und ergattern etwas von den Lieferungen der Wasserwerke, die anfangs noch mit Tankwagen durch die Stadt fahren. Andere laufen bis zum Fluss oder holen Schnee vom künstlichen Skihügel, »Alaska« genannt, und schmelzen ihn. Die Männer aus Elena Dundurs Keller tragen Wasser aus einer nahe gelegenen Schule herbei, aber es ist mit einem Ölfilm überzogen. Sie trinken es trotzdem. Erbrechen, Durchfall, Verzeiflung.

Irgendwann hält Elena Dundur es nicht mehr aus und geht ins Freie. Sie läuft Richtung Südwesten. An der großen russisch-orthodoxen Kirche, einem Neubau mit goldener Kuppel, soll es noch Handyempfang geben, das haben ihr die Leute im Keller erzählt. Und tatsächlich: Wenn man sich an einen Baum vor der Kirche schmiegt und das Handy im richtigen Winkel hält, zeigt das Display einen Balken. Dundur ruft eine Bekannte in der Westukraine an. Diese erzählt ihr, dass es immer wieder Menschen geschafft hätten, aus Mariupol herauszukommen.

Die russisch-orthodoxe Kirche ist im Stadtbild weithin sichtbar – und ist bisher nahezu unbeschädigt geblieben. Das gilt auch für die türkische Moschee mit ihrem imposanten Minarett. Nach einem ersten Beschuss hat die türkische Regierung die Russen darum gebeten, die Moschee zu verschonen. So erzählen es jedenfalls Mitglieder der muslimischen Gemeinde. Wenn sie wollen, können die Russen bei ihrem Bombardement einzelne Gebäude mit chirurgischer Präzision aussparen.

Im Keller von Elena Dundur verbreitet sich eine Nachricht, vielleicht nur ein Gerücht: Wer Mariupol verlassen will, muss zum Theater kommen, dem zen-

tralen Ort der Stadt, nicht weit von der Kirche entfernt. Von dort aus sollen vom Bürgermeister organisierte Konvois aus Autos und Bussen die Menschen in Sicherheit bringen.

Die Neuigkeit springt von Keller zu Keller, auch Wadym und Irina Zabolotny hören davon, die bis zum Kriegsbeginn dachten, sie führten ein gutes Leben: Sie hatten Kinder und Enkelkinder, eine schicke Wohnung, Plattenbau, neuer Stock – und keine Angst vor Russland. Irina Zabolotny wurde ja in Russland geboren, ihr Mann Wadym stammt aus der Ostukraine, wo viele Russen leben. Warum sollten ihnen die Russen etwas antun?

Nun verlassen sie ihren Keller und fahren zum Theater. Auf dem Vorplatz ist noch eine Eislaufbahn aufgebaut, Relikt einer heilen Welt. Das Eis wird wenig später eingeschmolzen, das Holz verfeuert.

Das »Akademische regionale Dramatheater«, wie das Schauspielhaus offiziell heißt, liegt etwas erhöht. Die Rauchsäulen über den Asowstal-Stahlwerken sind von hier aus gut zu sehen, genau wie die Löcher in den Wohnblocks, hineingeprengt von den Raketen, Luftminen und Streubomben der Russen.

In einer endlos erscheinenden Schlange aus Autos warten die Menschen auf das Signal, dass sie losfahren dürfen. Aber das Signal kommt nicht. Irgendwann verschrecken Polizisten die Wartenden, kein Konvoi, nicht heute und nicht morgen. Irina und Wadym Zabolotny aber bleiben, wie viele andere auch, die auf dem Platz ausgeharrt haben. Sie gehen nicht zurück in ihre Keller, sondern ziehen ins Theater, einen klassizistischen Bau mit Stuck an den Decken. Sie wollen zur Stelle sein, wenn es doch noch losgeht, vielleicht übermorgen, oder in einer Woche.

Das Leben im Theater ist organisiert wie in einem kleinen Dorf. Menschen kommen und suchen einen Platz zum Schlafen oder fragen nach Angehörigen. Freiwillige teilen Suppe aus zwei Feldküchen aus, meist mit etwas Fleisch oder Fisch. Zweimal täglich gibt es heißes Wasser und Kekse, manchmal auch Würste. Das ist nicht viel. Aber es ist mehr, als es fast überall sonst in der Stadt gibt.

Nachts ist es finster im Gebäude. Die Kerzen sind längst abgebrannt, nur ein paar Taschenlampen leuchten noch. »Die Tage waren unendlich lang«, wird sich Wadym Zabolotny später erinnern, »und dann kamen die Nächte und waren noch länger.«

Wie in jedem Dorf gibt es auch im Theater Aufgaben zu übernehmen. Irina Zabolotny schließt sich dem Putzdienst an. Wadym hilft dem Arzt. Ein Ordnungsdienst verhindert Handgreiflichkeiten. Zwei Schauspieler und eine Beleuchterin versuchen, den Überblick zu behalten, zusammen mit einer kleinen Gruppe von Helfern. Neuanrückenden weisen sie Plätze zu, Familien mit Babys bringen sie hinter der Bühne unter, in den Garderoben der Schauspieler, wo es eigene Waschbecken gibt. So sollen die jungen Mütter mehr Ruhe finden als im dunklen Keller, wo viele Kranke hausen, die unentwegt husten.

Was gut gemeint ist, wird sich als tödliche Falle erweisen.

Als das Bombardement des Stadtzentrums zu einem Dauerbeschuss anwächst, haben die beiden Schauspieler und die Beleuchterin eine Idee. Sollte man nicht draußen ein weithin sichtbares Zeichen aufmalen, damit die Russen wissen, dass sich im Theater keine Soldaten verbergen, sondern hilfsbedürftige Menschen? Zum Beispiel das Wort *deti*, russisch für »Kinder«?

Die Idee wird im Führungsteam besprochen, auch Wadym Zabolotny nimmt an der Diskussion teil. Er ist dafür. Wenn die Buchstaben auf dem Asphalt stehen, werde niemand auf sie schießen, glaubt er.

Der Vorschlag wird angenommen. Jemand holt weiße Farbe, Pinsel und Malerrollen von den Bühnenbildnern im dritten Stock und schreibt in kyrillischer Schrift, gut sichtbar, *deti* vor und hinter das Theater. Seit dem 9. oder 10. März, genau lässt sich das nicht rekonstruieren, können die Russen sehen, dass in dem Theater Zivilisten Unterschlupf gefunden haben.

Weil die Organisatoren jeden Tag durch die Räume gehen und zählen, wissen sie ungefähr, wie viele Menschen sich in diesen Tagen im Theater aufhalten. Es sind mindestens 500, höchstens 700.

Etwa hundert von ihnen stehen am Morgen des 16. März an der Feldküche hinter dem Theater für heißes Wasser an. Gegen 9.45 Uhr ist ein Pfeifen in der Luft zu hören. Die Bombe schlägt im Dach auf der Rückseite des Theaters ein. Der Sprengsatz trifft das Theater vermutlich mit maximaler Präzision, wie eine Analyse von McKenzie Intelligence Services ergeben wird, einer Londoner Sicherheitsfirma, die auf die Auswertung von Geodaten und Satellitenaufnahmen spezialisiert ist.

Die Explosion reißt das rot verkleidete Dach weg, lässt Kuppel und Wände einstürzen und zerreißt den rechten Flügel des Theaters. Fast alle Menschen, die sich im Saal und im hinteren Gebäudeteil befanden, sterben. Auch die Garderoben, in denen die jungen Mütter untergebracht waren, werden zerstört.

Nach etwa 40 Minuten bricht schweres Feuer aus. Rauch qualmt auf, durch das eingestürzte Dach scheint die Sonne herein, lichtdurchfluteter Staub senkt sich wie ein Nebelteppich herab, so erinnern sich Überlebende. Menschen laufen schreiend umher, sie rufen Namen, andere kreischen aus Panik, ein kleiner Junge ruft: »Ich will nicht sterben!« Abergisene Arme und Beine liegen herum, auch das werden Überlebende schildern. Rettungskräfte kommen nicht zum Theater durch, weil die russische Artillerie nun auch das Platz vor dem Gebäude beschießt.

Nach Schätzung des Bürgermeisters Wadym Bojtschenko sterben etwa 300 Menschen im Theater, wie viele es genau sind, weiß bis heute niemand.

Wadym und Irina Zabolotny hatten Glück. Am 10. März, sechs Tage zuvor, verließ einer der wenigen Konvois den Platz vor dem Theater. Gut möglich, dass er unter Beschuss geraten würde. Wadym war trotzdem wild entschlossen, mitzufahren, Irina vehement dagegen. Wadym sagte: »Gott hat gesagt, wir müssen los.« Sie hörten auf Gott und fuhren los.

Mit ihren Nachbarn im Theater hatten sie vereinbart, deren Schwiegerohn mitzunehmen, Nasar, 28 Jahre alt. Doch im letzten Augenblick entschied Nasar, nicht mit ins Auto zu steigen, und blieb zurück, er hatte kein gutes Gefühl. Bei dem Luftangriff auf das Theater wurde er unter den Trümmern begraben. In Mariupol entscheidet manchmal ein Bauchgefühl darüber, wer überlebt und wer nicht.

Es gibt wenig Zweifel daran, dass die russische Armee an jenem 16. März gezielt die größte Sammelunterkunft der Stadt zerstören wollte. Und wie schon beim Bombardement des Krankenhauses versuchen die Russen, die Fakten umzudeuten. Das russische Verteidigungsministerium behauptet, man wisse aus »zuverlässigen Daten«, dass die ukrainischen Kämpfer des Asow-Regiments das »bereits zuvor vermintete Theatergebäude« selbst gesprengt hätten. Belege dafür gibt es nicht. Das Prinzip ist jedes Mal das gleiche: den Berichten der Opfer eine eigene, ganz andere Version entgegenstellen und diese mit möglichst großer Wucht auf Social Media und im eigenen Fernsehen verbreiten. Wer soll schon überprüfen, was wirklich geschah?

In den Tagen nach dem Angriff auf das Theater kontrollieren die Russen erstmals den Himmel über Mariupol. Die Luftabwehrgeschütze der Ukrainer sind fast alle zerstört, die russischen Piloten können weitgehend ungehindert ihre Einsätze fliegen. Militärs nennen das Lufthoheit. Aber noch besitzt die russische Armee nicht die Kontrolle über die Straßen. Im Gegenteil. Je weiter sich die Angreifer in die Innenstadt vorarbeiten, desto größer werden ihre Verluste. Um dem Bombardement aus der Luft und den Panzern am Boden zu entgehen, die mittlerweile bis in die Innenstadt vorgedrungen sind, haben sich die ukrainischen Einheiten auf eine spezielle Taktik verlegt: Sie schleichen in kleinen Gruppen durch die Kanalisation. Wie Geister tauchen sie plötzlich auf, bewaffnet mit Panzerfäusten, Granaten und Maschinenpistolen, verschanden sich in Wohnhäusern, schlagen zu und verschwinden wieder. Für die Russen gibt es nirgendwo Sicherheit, jede offene Fläche kann durch Scharfschützen bedroht sein.

Aus westlichen Militärberichten geht hervor, dass die russische Armee auf ihrem Weg in die Innenstadt von Mariupol offenbar zwei Kompanien der gefürchteten 22. Spetsnaz-Brigade verliert. Es sind Putins beste Kämpfer. Die Elitesoldaten sind Spezialisten

Erst sprengen die Russen 15 Elektrizitätswerke. Dann kappen sie Wasserleitungen. Dann fallen sie Mobilfunkmasten

